



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 5

Anzeigenpreis: Die einseitige Zeile 20 Pfg., die Reklamzeile 50 Pfg.

Altensteig, Sonntag den 31. Januar

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig
Die Einzelnummer . . 15 Pfennig

1926

Sonntagsgedanken.

Saub und Sterne

„Die meisten Menschen sind wie ein fallendes Blatt. Andere aber, wenige, sind wie Sterne, die gehen eine feste Bahn; kein Wind erreicht sie; in sich selber haben sie ihr Gesetz und ihre Bahn.“ (Hermann Hesse.) Wer das liest, muß wünschen, Stern zu sein oder Stern zu werden. Ein Blatt im Winde — eine traurige Rolle für einen Menschen! Ob es möglich ist, daß ein Blatt aufhört, Blatt zu sein, daß es Sternbahn antritt? Dem Menschen ist solche Wandlung möglich, weil ihm tatsächlich von Ewigkeit her eine Sternbahn vorgezeichnet ist. Er braucht nur in sie einzumünden und kann das zu jeder Stunde, wenn er sich hingibt, still wird und gehorcht. „Durch Stillesein und Hoffen würdest ihr fort sein.“ „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz still werde, welches geschieht durch Gnade.“ P. St.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
auf nichts Vergänglich's trauen,
nicht Eitelkeit uns freun;
laß uns einsfüßig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Matthias Claudius.

Afra.

Erzählung von Heinrich Hansjakob.

(Fortsetzung.)

3.

Am Peter- und Paulstag ist alljährlich in Schiltie ein vielbesuchter Jahrmarkt. Die Schiltacher und ihre nächsten Nachbarn, die Lehengerichter, sind protestantisch, haben also keinen Grund, an einem katholischen Feiertag keinen Jahrmarkt zu halten, und die vielen Katholiken ringsum verkaufen keine Zeit, wenn sie am Nachmittag den „Peter- und Paulmarkt“ zu Schiltie besuchen.

Die Schiltacher sind noch keine hundert Jahre badisch und waren vorher Jahrhunderte lang gut württembergisch. Die Herzoge von Teck, dieses alte schwäbische Geschlecht, saßen ja auf der Burg über Schiltie.

Drum sind die Schiltacher heute noch in Sprache und in angeborener Schlaueit und Findigkeit gut schwäbisch. Schwäbisch und dumm paßt aber nicht zusammen. Das bekannte Wort von den „dummen Schwaben“ ist das dümmste Schlagwort, so es je gegeben hat. Unsere Nachbarn, die schwäbischen Württemberger, stehen in allemweg früher auf, als wir allzeit redseligen und maulfertigen „Badenser.“

Drum haben die schlauen, altschwäbischen Schiltacher alle ihre Jahrmärkte auf katholische Feiertage verlegt, wohl wissend, daß die katholischen Völker der Umgegend an solchen Tagen am besten Zeit und Lust haben, einen Ausflug nach Schiltie zu machen.

Und so spielen sich die Märkte hier ab an Iosefi, an Peter und Paul und an Maria Geburt.

„Sommerzeit die Menschen freut.“ drum ziehen sie am liebsten, die Leute des oberen Kinzigtales, an Peter und Paul z' Märkt uf Schiltie.

Und wer mag sie alle zählen, die Buren und Bütinnen und die jungen Völker, die am hellen, heißen Sommermittag dorthin wallen — aus dem Heuwisch, aus dem Kaltbrunn, aus Wittichen, aus Bergzell, von St. Roman, von Halbmeil, von Lehengericht, von Schenkenzell und von all' den Bergen und aus allen Höfen, die in diesen Gebieten liegen?

Es war ein besonders warmer Sommertag, der Peter- und Paulstag des Jahres 1859. Draußen in der großen Welt war Krieg und Kriegsgeräusch, während die Landleute des oberen Kinzigtales fröhlich und friedlich gen Schiltie zogen.

Doch sprachen die Männer auch vom Krieg. Soldaten aus der Gegend hatten einrücken müssen und die Badischen mobil gemacht.

In Italien waren die entscheidenden Schlachten schon geschlagen.

Von Schenkenzell her wanderte eine Gruppe von Bauern in kurzen, schwarzen Tuchshoben, ledernen Kniehosen, blauen Strümpfen und hohen Stiefeln das Tal herunter Schiltie zu.

Unter ihnen war der Vogt von Bergzell, Gruber, den ich noch wohl gekannt.

„Was meint ihr ou vom Krieg, Vogt?“ fragte einer der Bauern im Weiterstreiten, während sonnenbeglänzt die alte Ruine Schenkenzell auf sie herabschaute.

„Vom Krieg mein' i,“ antwortete der Gefragte, „daß er bald ein End hat. Die Oesterreicher haben, wie der Schwarzwälder gebracht hat, zwei große Schlachten verloren, bei Ragenta und Solferino. Und helfe will ihnen kein Mensch, die Preuze nit und die Badische ou nit. No werd's bald aus sei.“

„Aber die Oesterreicher verlieren ou alleweil,“ äuferte der Bühlbauer von Schenkenzell, „und d' Franzose g'winnet alleweil.“

„s'isch vor fußzig Jahr schon so g'ei,“ gab der Vogt zurück. „Der alt Kapotun hot alleweil g'siegt und der neu' macht's ou a so, aber z'leht hot der alt' Kapotun doch auf d' Hofe kriegt, und dem neu' wird's am End ou so gau!“

„Doch komm's, wie's will, wir Baure müßet's nehme, wie's kommt, 's'isch alleweil so g'ei. Wir Baure müßet d' Leut' und 's' Geld stelle, wenn die große Herre miteinander kriege.“

Hinter den Bauern her, die so und ähnlich vom Krieg sprachen und eben über die Kinzigbrücke schritten — kamen langsam zwei Weidle des gleichen Wegs.

Sie waren vom Föhrengrund herab auf die Talstraße gekommen und wandelten, wie viele vor und hinter ihnen, dem Peter- und Paulmarkt zu.

Sie hatten sich in vollen Fuß gefiekt, denn einmal war's Feiertag, und dann gingen sie z' Märkt. In allen Farben, vom hellsten Rot bis zum tiefsten Blau, prangten die Weidle.

Eben, als sie bei der Brücke angelangt waren, keuerte von ferne ein Bursche, der aus dem Heubacher Tal gekommen, von der Föhreite her der Brücke zu.

„Dort unten kommt der Wildschüß, Marien,“ iprach leise das Oferle. „s'isch, wie wenn's sein müßt, daß er jetzt g'rad daher kommt.“

Die Marien wußte längst, um was und wen es sich handelte bei dem Worte Wildschüß, denn das Oferle hatte ihr gleich nach jener Begegnung mit dem Toni im Walde alles erzählt, auch daß sie einander treffen sollten auf dem Peter- und Paulmarkt.

„Des'isch aber ein netter Bursch, der Wildschüß,“ meinte die Marien, an der Kinzig hinabschauend. „Jetzt wollen wir aber langsamer gehen, damit er uns einholt.“

„Rei,“ gab das Oferle zurück, „wir laufen, als ob wir ihn nicht gesehen und nicht erkannt hätten. Wenn ihm war dran liegt und er noch denkt, was er im Wald g'leht hot, dann wird er schon machen, daß er uns trifft.“

Ohne weiter umzuschauen, schritten die Weidle über die Brücke.

Kaum hatten sie diese aber hinter sich, als der Toni sie einholte und, dem Oferle die Hand reichend, iprach: „Grüß Gott! So des'isch schön, daß du Wort haltest und auf den Paulmarkt kommst!“

Des'isch g'wiß der Schwester?“

Als das Oferle dies bejahte, gab er auch der Marien die Rechte mit den Worten: „Du grüß Gott! Du wirst scho wisse, mo i und 's Oferle anander troffe haunt. Aber ouf'm Märkt darf ma's nit sage.“

„I weiß scho alles,“ antwortete lächelnd und leise die Marien. „Du des'isch i, daß ma d' Wildschüße nit verrote soll.“

„Jetzt bleib i aber bei euch,“ fuhr der Toni fort. „Zerst wollen wir krome, und dann gehen wir zum Tanz. I muß Wehstein' kause, der Heuwet (Heuernte) kommt, und i soll dem Aederbur drabe helfe meje.“

„Und ihr zwei, was wolleit ihr krome?“

„I will a rote Zeugle kause zume Rod,“ antwortet das Oferle, „und i a rote Wulle zu Strümpfen,“ die Marien. „Und der Vater,“ fuhr sie fort, „hot g'leht, i soll ihm ou a Mailänder Wehstein bringe. Den könnt ihr mit kause helfe.“

„Und der Muatter soll i a Strohhut bringe und ou a neue Keche zum Heuwen.“

Die Schiltacher sind nicht bloß schlau in bezug auf den Tag ihrer Märkte, indem sie dieselben auf katholische Feiertage verlegen, sondern auch noch in anderer Art.

Sie begnügen sich damit, die katholischen Landleute in ihr Städtchen gelockt zu haben, und überlassen sie dann den Wirten und Krämeern, während sie selbst den täglichen Arbeiten in Feld und Werkstatt nachgehen.

Mit Vorliebe führen sie ihr Heu und ihren Keps ein am Peter- und Paulmarkt, und die katholischen Marktbesucher müssen oft in den Straßen von Schiltie den Heuwagen Platz machen.

„Die donderlichlächtige Schiltacher,“ flucht dann manch ein katholischer Bur, „nit g'nug, daß sie Märkt halten an unseren Feiertagen, sie machei ei'm nit amol Platz, wenn ma in ihr Städtle kummt.“

Doch es kommen auch protestantische Landleute an dem Markttag nach Schiltie, vorab die jungen Völker aus dem vorderen und hinteren Lehengericht, die an diesem Markt auch lieber tanzen, als „heuwen“.

Sie sind zweifellos die feinsten Erscheinungen auf dem Markttag, die jungen Lehengerichter in ihrer dunkelblauen, hellgrün verbrämten Volkstracht, mit die liebste von all den schönen Volkstrachten des Kinzigtales.

Die besten Geschäfte machen am Paulmarkt z' Schiltie die Wehstein- und Strohhuthändler. Die Wehsteine verkauft der Bürsten-Marz von Hasle, die Strohhüte bringen Flechterinnen von Nischalden, dem nahen schwäbisch-württembergischen Bergdorf. Für die Weidle von Lehengericht haben sie die weißen Hüte gar schön verzieret und garniert mit schwarzem Geslecht.

Der dicke Bürsten-Marz von Hasle ist der Nachfolger des Bürsten-Engel meiner Knabenzeit, der, wenn er auf den Märkten des Tales feil hielt, immer rief: „Bürste un Hoor d'ra, wer's nit glaubt, der griff d'ra!“

Der Bürsten-Marz macht in Schiltie mit seinen Mailänder Wehsteinen, die altberühmt sind bei den Buren im Tale, die besten Geschäfte auch deswegen, weil er aus dem Obertal stammt, aus dem Kaltbrunn, und die Buren alle kennt.

Doch hat der Marx Konkurrenz bekommen. Da steht unfern von ihm ein fremder Schleißeinhändler, ein redewandter Mann, um den sich die Buren und Bütinnen und die Völker drängen, so wie sie auf dem Markttag angekommen sind.

Er ruft: „Hierher, meine Herrschaften, die ihr mähen und heuen wollt! Hier sind die besten Wehsteine der Welt, sie kommen lebendig aus dem Bruch und haben 30 Prozent Magnet oder Anziehungskraft. Wenn man mit diesen Steinen, die schneidig sind wie Gift, schleifen tut, ist das Mähen das reinste Kinderspiel!“

Hierauf bestreicht er eine alte Senje mit einem Stein und schneidet vor den Augen seiner Zuhörer einen Bogen Papier in Stücke.

Jetzt langen die Buren in ihre kurzen Lederhosen und laufen von den Steinen, die viel billiger sind, als die Mailänder.

Der Toni kauft zwei und rät der Marien, für den Vater auch einen zu nehmen. Aber die will nicht, sie muß einen Mailänder haben, die kennt der Laverl und ist sie g'wohnt. Sie meint deshalb: „I trau mit nit, an andere als a Mailänder heimz'bringe.“

Drum gehen sie weiter, und der Toni liebt ihr einen feinen Mailänder aus beim Bürsten-Marg.

Da ruft dem Toni der „rot' Hans“, der früher Knecht war und jetzt Fahrmarktfrämer ist. Er hat manchen Höl- ländersmann fällen helfen im Hirschgund und kennt den Toni, der ihm ein „paar Zigarren“ abkauft.

Als sie beim Hafner-Arnold vorbeikommen, der seine zerbrechlichen Waren auf dem Boden ausgelegt hat, fällt dem Oferle ein, daß die Mutter ihr aufgetragen habe, eine irdene Suppenschüssel zu bringen.

Sie kauft eine, aber der Hafner muß sie ihr aufheben, bis sie heimgeht.

Dort ist der Stand vom Schramberger Zeugleweber; dem steuern die drei zu, und der schlaue Württemberger begrüßt sie mit den Worten: „So, do kommt g'wich a Hochzeitspärle. Welles isch ou d' Hochzeitere? D' Wahl tut oim meh, 's isch oine so schön, als die ander. Un an soubre Bursch isch ou dabei. Jetzt, wo gilt's und was mächtet ihr gern?“

„Keine von is isch a Hochzeitere,“ gab das Oferle zu- rück. „Wir hont den Toni bloß troffe vor der Brüd' drouhe!“

Das Oferle aber kaufte ein rotes Zeugle zu einem Rod, und dann gings weiter.

„Was nit isch, kann noch werde,“ meinte der Zeugle- weber, und der Toni nickte lächelnd dazu.

Dort an der Ecke steht ein Kirschhändler. Er hat die ersten von Hasle heraufgebracht, und Kirsch sind am Pet- ter- und Paulimarkt was ganz neues für die Obertäler.

Der Toni erdietet sich, den Meidle, die staunend auf die roten Dinger schauen, solche zu kaufen. Doch sollten sie die- selben mit heimnehmen, denn jetzt wollten sie zusammen den Durst löschen bei der Hitz, meinte er, und „ein Bier“ trinken beim „Fritz in der Gäß.“

„Aber wir können die Christen doch nit im Schutz mit- nehmen ins Bierhaus und dann zum Tanz in Engel“, sprach die Mariev.

„Die bringen wir dem Hafner-Arnold und legen sie in die Suppenschüssel bis a' Obed, und morn essen wir sie zum Andenken an den Toni,“ war Oferles Ansicht, die einstimmig gebilligt wurde.

Der Toni ließ zwei Pfund Christen wägen, schöne, saftige, hellrote „Weißbäckler“, die Mariev trug sie zurück in die Suppenschüssel und eilte dann den andern nach zum „Fritz in der Gäß.“

(Fortsetzung folgt.)

Glück — ?

Ein Feierabendwort von Clara Frieß.

Ein scharfer Zwiepalt und leidbringender Niz geht durch alles Menschenleben. Wir sind auf Glückbegehren, auf die Ueberzeugung ein Recht auf Glückseligkeit zu haben, von Natur aus eingestellt. Und doch hat das Schicksal ein hartes „Nein“ für diesen Wunsch und Willen.

Wohl fehlt es nicht an Lebensbedingungen, die Glück geben. Jugend, Freundschaft, Liebe bringen Licht und Freude auf frühen Wegen. Aber auch sie tragen alle den Keim des Leids in sich und erst in der Erinnerung wird „das tiefe, schmerzvolle Glück, des Hasses Kraft, die Macht der Liebe“, zurückschauende Sehnsucht. Wer über die erste Jugend hinaus lebt, wird erfahren, daß nicht alle Glü- ckenträume reifen, wird Enttäugung lernen müssen. In einer ihrer vielfachen Formen wird die Sorge sich ihm nah und ihre dunklen Gefährtin, die Schuld. Das Götthe- wort an die himmlischen Mächte sagt hier das Tiefste. „Ihr führt ins Leben uns hinein und laßt den Menschen schul- dig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Mit äußerem Erfolg, mit Ruhm und Reichtum hat das wahre Glück viel weniger zu tun, als es auf den ersten Blick scheint. Sie können Segen oder Unsegel bedeuten, die in- nere Einstellung macht das alles aus. Auch mit dem sogenann- ten „Vergnügen“ hat das Glück sehr wenig gemein. Man kann nach einem sogenannten Vergnügen einen bitteren Nachgeschmack behalten, dagegen nach einem Unglück einen reinen, erhebenden Nachklang spüren. Wie denn reiner Schmerz überhaupt kein eigentlicher Gegensatz zum Glück ist. In ihrem tiefsten Wesen, der Erhebung über den Alltag, treffen sich beide.

„Schmerz ist nicht immer Leid und Glück nicht immer Freude, wer sein Geschick erfüllt, der findet beide,“ sagt Wilhelm von Humboldt aus seiner reichen Lebenserfah- rung heraus. Und weiter: „Wenn man nur seine Pflicht tut und dabei gar nicht an Glück oder Unglück denkt, wird man Befriedigung und oft unerwartetes Glück finden.“

Das weist uns auf die uralte Weisheit der Bibel: „Es ist nichts besserer unter der Sonne, als der daß Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit.“ Immer noch liegt in tüchtig- er, täglicher Arbeit die unentbehrliche Grundlage alles Glücks. Ganz sicher ist nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, und Müßiggang aller Laster Anfang.

Aber es muß auch Feiertage geben, wenn die Arbeit Freude bleiben soll. Und diese Sonn- und Feiertage wis- sen sich die Menschen so selten zu schaffen und zu erhalten. Wohl suchen viele ihre Freude in der Kunst und Natur. Gewiß sind hier Kraft und reiner Genuß zu finden. Aber dem tiefsten Leid gegenüber versagen auch sie und lassen uns in der Einsamkeit des Schmerzes allein.

Viele meinen, unsere Zeit sei Schuld daran, daß so viel lautes und schales Vergnügen in der Welt ist und so wenig rechte Freude — und so viel innere und äußere Not. Aber wenn wir zurückschauen, so wissen schon Davids Psalmen

und Salomos Weisheit Tiefstes von Not und Jammer und von der Nichtigkeit alles Erdenglücks zu verkünden. Und Goethe, der ein vom Schicksal selten Bevorzugter war, sagte zu Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jah- ren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neu- em gehoben werden wollte.“

So werden wir gut tun, unsere Kinder dem Glückver- langen gegenüber möglichst bescheiden einzustellen. Nicht als ob sie gedrückt und zum Pessimismus erzogen werden sollten, — im Gegenteil, eine schöne Kindheit und Jugend macht tragfähiger fürs Leben, aber sie müssen lernen, nicht zu anspruchsvoll ins Leben zu gehen, und daß Mühe und Arbeit eines jeden Menschen Bestimmung ist, — daß des Lebens Glück viel mehr in erfüllten Pflichten als erfüll- ten Wünschen besteht.

Wie aber suchen wir uns selbst zu halten, wenn Schwer- des zu tragen ist, Liebtes genommen wird, Schuld und Not ihre dunklen Fittiche über uns breiten? —

Religion, Philosophie und Kunst haben immer wieder die große Frage zu lösen versucht. Und doch steht jeder von uns immer wieder einlam dem Schicksal gegenüber und muß seinen eigenen Weg suchen.

Manch einer bleibt in Not und Pessimismus stecken, an- dere reifen sich in den Alltag, seine Zerstreungen und Vergnügungen, wieder andere in müdes Entsagen.

Und doch gibt es hier ein rechtes Reifen, ein Durch- kämpfen und Stillwerden. Es liegt in der Behagung des Leids. Nicht ein möglichst großes Maß an Glück ist unseres Lebens Sinn und Ziel, sondern die Entwicklung unserer Seele, unserer Persönlichkeit.

Und der größte Erzieher ist das Leid. Wir seh'n es an Menschen, die uns als Persönlichkeiten am höchsten stehn. Wir ahnen es vielleicht in uns selbst, wenn wir in die Ver- gangenheit zurücdenken.

Freilich liegt dieser Segen nicht so einfach und offenbar. Oft ist er nur ein Samenkeim, das langsam wächst und Frucht bringt, und wir müssen viel Geduld mit uns selbst und anderen haben. Und dieses bleibt dunkel und schein- bar fruchtlos für dieses Leben.

Aber ein paar Segnungen des Leids dürfen wir doch immer wieder spüren; da ist die Demut, die aus dem Leid erwächst, da ist das Mitleid, das anderer Not versteht und trägt, da ist ein reicheres Maß an Liebe und Güte, als dem „Glücklichen“ allermeist beschieden ist.

Schon die Griechen wußten, daß kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu preisen sei und nannten als der Weisheit letzten Schluß: Ehrfurcht und Ergebung — Ehrfurcht vor dem Höchsten und Unerforschlichen, Ergebung in Führung und Schicksal.

Auch das Christentum preist nicht die Glücklichen selig, sondern die da Leid tragen und verheißt nirgendwo Glück, wohl aber Frieden.

Und ein besseres und dauerhafteres Erdenglück werden wir nicht erringen können als ein Stück jenes Gottesfrie- dens, der höher ist als alle Vernunft, der in Glaube, Liebe und Hoffnung hinüberträgt über alles Dunkel unseres Erdenlebens.

Honigmonde in Eis und Schnee

Bräutwerbung bei den Bewohnern der Polarzonen

Von R. J. Grün

Von den nördlichsten Völkern entschließen sich die Lapp- länder im allgemeinen am spätesten zur Heirat. Auf körper- liche oder geistige Vorzüge wird weniger Wert als auf eine möglichst große Rentierherde gelegt. Zu dieser kommen die Mädchen dadurch, daß man den Kindern bei der Geburt Rentiere schenkt, deren Nachkommenschaft immer wieder Eigentum des Kindes wird. Bei seiner Volljährigkeit legt man ihm genaue Rechnung über die einzelnen Würfe ab. — Sobald die Wahl getroffen ist, begibt sich der junge Mann mit seinem Vater und einem Freunde zu den Eltern des Mädchens. Er selbst bleibt dabei außerhalb der Hütte und beschäftigt sich mit Holzhaufen oder ähnlichem. Sein Vater gibt währenddessen den Schwiegereltern den mitgebrachten Brantwein, Sukowin oder Liebeswein geheißten, zu trin- ken. Bei der eigentlichen Bräutwerbung wird der Bräu- ter mit „großer Vater, ehrwürdiger Vater, guter und er- habener Vater, allerhöchster Vater usw.“ umschmeichelt, und jede Titulatur wird mit einer tiefen Kniebeuge unterstrie- hen. Fällt das Ergebnis der Verhandlungen gut aus, dann darf der zukünftige Schwiegerjohn eintreten und in Abwe- senheit der Braut am Essen teilnehmen. Hat er die Erlaub- nis erhalten, mit seiner zukünftigen reden zu dürfen, dann zieht er seine schönsten Kleider an und erscheint wieder zur Begrüßung. Ein Ruh auf den Mund ist der Anfang dieser Unterredung. Bei besonderer Zuneigung legen sie Nase an Nase und drücken sie fest aneinander. — Nach diesem Vor- spiel überreicht er seiner Geliebten die höchste lappländische Delikatess, Rentierzunge und Biberfleisch. Sie schlägt diese Gabe aus und gibt ihm einen Wink, ihr aus der Hütte zu folgen. Draußen muß er das Geschenk von neuem anbie- ten, und er erhält die endgültige Zu- oder Abgabe. — Bis es zur Hochzeit kommt, ist jedoch meist noch ein ziemlicher Weg. Denn da der Bräutigam nie vergißt, bei seinen Besu- chen dem Schwiegervater Brantwein und Tabak mitzu- bringen, so hat dieser begreiflicherweise keine Eile. Auch nach der Hochzeit darf der Mann seine Frau noch nicht heim- führen, sondern er muß erst noch ein volles Jahr bei seinem Schwiegervater dienen, bis er die Erlaubnis erhält, eine eigene Wirtschaft anzufangen. Oft bringt die Frau hundert

eigene und hundert Rentiere als Aussteuer in die Ehe. Die Geschenke, die der Bräutigam den Verwandten der Braut gemacht hat, erhält er von diesen gleichfalls in Gestalt von Rentieren zurück. Silber, Kupfer, Fett und alles Wirtschaftsgut einbezogen, ist also bei Beginn der ehe- lichen Gemeinschaft schon ein bedeutender Wohlstand vor- handen. Bei den russischen Lappen versammeln sich Eltern und Freunde des Brautpaares bei dem Vater des Bräuti- gams. Dieser schlägt mit einem Stück Eisen gegen einen Kieselstein. Springt ein Funken heraus, so gilt mit diesem sichtbaren Zeichen die Ehe als vollzogen. Denn wie in dem Stein eine Feuerquelle, so liegt auch in den beiden Men- schen eine Lebensquelle verborgen.

Auch bei den Grönländern stehen die praktischen Erwägungen im Vordergrund. Der Mann fragt, ob die Frau gut wirtschaften und nähren kann, die Mädchen verlangen von ihrem Liebhaber nur, daß er ein guter und erfolgreicher Jäger sei. Die Frau bringt keine Mitgift, und der Mann darf seinen Kindern keine Erbschaft hinterlassen. Die Bräu- terwerbung geschieht in der Form, daß die Eltern des jungen Mannes zwei alte Frauen mit diesem Auftrag betrauen. Ist man einzig geworden und hat auch das Mädchen zuge- stimmt, so zerhaut sich diese trotzdem das Haar, bedeckt das Gesicht damit und beginnt zu weinen. Die beiden Alten aber nehmen sie unter den Arm und bringen sie in die Hütte der Schwiegereltern. Man redet ihr gut zu, lobt die Vor- züge des Bräutigams, schließlich erscheint er selbst, und auf sein Jureden verlegt dann der Tränenstrom. Entläßt die Frau später ihrem Ranne, dann sind die beiden Alten ver- pflichtet, die Kuselherin in einem Saß zurückzubolen, den der Mann eigens dazu hat machen lassen. Der Saß wird oben zugebunden, so daß nur die Haare heraussehen, und bis zu den Füßen des Mannes getragen, der ihn öffnet, sei- ner Frau heraussieht und sie umarmt. Nun hat sie, wenn auch wider Willen, bei dem Manne zu bleiben. Die ehe- lichen Pflichten werden heilig gehalten. Ehebruch ist un- bekannt. Wenn der Mann einmal Kinder von einer Frau hatte, wird er sie nicht mehr verlassen.

Die Samojeden wählen ihre Bräute niemals aus dem eigenen Stamm, wie überhaupt alle diese primitiven Völker kaum jemals unter den vierten Grad der Verwandtschaft heruntergehen. Hält der junge Mann um die Hand an, dann erscheint er gleich mit einem Rudel Freunden vor der Hütte der Erwählten. Der Bräutwerber allein begibt sich in die Behausung, während die anderen auf ihren Schritten, Refusiat erwarten. Samojedische Schwiegerväter sollen sehr geizig sein. Die Forderungen bestehen in allerlei Kleidung, gutem Hausrat und Rentieren. Hat der Bräutigam seinen Kalim, d. h. Hochzeitsgeschenke, pünktlich und vollständig ab- geführt, so wird er zu einem Mahl mit Rentierfleisch ge- laden, bei dem die letzten Abmachungen getroffen werden. Zur bestimmten Zeit erscheint er dann mit einigen Frauen, die die Braut auf einem Schlitten festbinden, der an der Spitze des Zuges fährt. An ihn sind drei Schlitten mit gutem Tusch, die übrigen mit neuen Rentierhäuten be- laden, angebunden. Während des ersten Monats der Ehe ist es höchstes Gebot, daß die Frau unberührt bleibt. Nach einigen Wochen besucht die junge Frau ihre Eltern wieder, oft für lange Zeit, und diese müssen das Ehepaar bei seinem Abschied beschenken. Der Besuch wird mehrere Male wieder- holt, so daß der junge Ehemann langsam wieder zu seinem Aussehen vor der Verheiratung kommt. Die Knaben er- halten erst in ihrem fünften Lebensjahre einen Namen, während die Mädchen immer namenlos bleiben. Der Mann nennt seine Frau nie anders als Ke, d. h. Weib.

Auch die Ostjaken halten es für eine Sünde, aus der Kom- mensoerwandtschaft zu freien. Die Ehe gilt nur dann als rechtmäßig, wenn die beiden Väter (es gilt nur die männ- liche Stammfolge) verschiedenen Stämmen angehören. Ein reiches Ostjakenmädchen wird selten unter hundert Kenn- tierern und einer Menge Pelzwerk verheiratet, jedoch darf sich die Schwiegertochter zeitweilen nicht vor ihrem Schwie- gervater sehen lassen. Begegnen sie einander, dann muß sich die Schwiegermutter umkehren und das Gesicht so lange ver- deckt halten, bis der Schwiegervater vorüber ist. Ebenfalls vergönnt die Schwiegermutter erst dann dem Schwiegerjohn ihren holden Anblick, wenn der Leibeserbe da ist. Ohne Ein- willigung des Schwiegervaters wird der Mann sein Weib nie körperlich züchtigen, trotzdem der Ostjak in seiner Frau nicht viel mehr als eine Art notwendiges Haustier sieht.

Wenn ein Kamtschadale sich mit Heiratsgedanken trägt, begibt er sich zuvor freiwillig in den Dienst seiner zukünf- tigen Schwiegereltern und sucht sich durch Fleiß in der Ar- beit ihrer Tochter wert zu erweisen. Ist die Dienstzeit zu Ende und er hat sich bewährt, dann wird ihm auf noch- malige Werbung hin das Jawort erteilt. Ist man nicht mit ihm zufrieden gewesen, so entsagt man ihn wieder mit einem kleinen Geschenk für seine Dienste. Im günstigen Falle muß er aber zuvor noch seine Braut förmlich erobern. Diese wird nämlich, sobald der Freier Anstalten dazu macht, von ihren Freundinnen in eine Unmenge Kleider gehüllt, um die Fischnege und ledernen Riemen gezogen werden. Es dauert oft wochenlang, bis dem Bräutigam die Befreiung gelingt, da die Frauen, die die Braut ständig bewachen, ihm bei seinen Versuchen mit allen weiblichen Angriff- und Abwehrmitteln zusetzen. Und arg zerschunden erst bleibt er, meist Sieger und führt die Frau heim.

Wie balde

Wie balde muß lassen Seine Blätter der Wald, Die Blumen verblaffen, Die Segend wird alt.

Erkarrt ist im Eise Des heitere Quack, Nütze die Flügel zur Reife, Die Zeit geht schnell.



Kindertuberkulosen, die sich hätten vermeiden lassen

Von Prof. Dr. Theodor Gött, Universitätskinderklinik in Bonn

In aller Kürze will ich die Geschichten von drei kleinen Kindern mit schwerer Tuberkulose erzählen; die Betonung liegt auf der Vorgeschichte.

1. Ein zweieinhalbjähriges Mädchen wird wegen eines seit zwei Wochen bestehenden, mit Fieber und Mattigkeit einhergehenden Hustens ins Kinderkrankenhaus eingeliefert. Die Untersuchung ergibt einen großen serösen Erguß im linken Brustfellraum und eine entzündliche Erkrankung der gleichseitigen Lunge; der Verdacht, daß es sich um Tuberkulose handle, bestätigt sich rasch. Nach einigen recht kritischen Wochen bessert sich der Zustand weitgehend, der Erguß saugt sich auf, das Aussehen hebt sich, das Gewicht nimmt sehr erfreulich zu und das Kind kann ohne Fieber und Krankheitszeichen den Eltern zurückgegeben werden. Nur das Röntgenbild läßt den tuberkulösen Lungenherd noch deutlich erkennen.

Trotz eindringlichen Fragens war uns die Ursache der tuberkulösen Erkrankung längere Zeit unklar, bis die Mutter eines Tages erzählte, soeben sei ein junger Freund ihres Mannes an Tuberkulose gestorben. Unsere Frage, ob ihr Kind etwa mit ihm einmal zusammengelassen sei, bejaht sie; bis vor sechs Wochen sei er sogar oftmals in ihr Haus gekommen; seinen Beruf habe der bedauernswerte junge Mann nicht mehr ausüben können und so sei es eine seiner spärlichen Freuden gewesen, bei ihnen den einen oder anderen Nachmittags zu verbringen und sich mit dem fröhlichen Kind zu necken. Daß er vollständig heiler war, da er es im Kehlkopf hatte, sei ihr wohl bedenklich erschienen, aber sie habe es nicht übers Herz gebracht, dem armen Menschen nahezufragen, von seinen Befolgen abzustehen.

2. Ein Knabe von 18 Monaten wird ins Kinderkrankenhaus verlegt, weil er seit Tagen alles erbricht; die erste Untersuchung schon erweckt den Verdacht, daß es sich um eine tuberkulöse Gehirnhauteuthzündung handle; die Krankheitsentwicklung bestätigt leider diese Annahme und nach etwa zwei Wochen erliegt das Kind dem bekanntlich unbeeinflussbaren Leiden.

Wie war der kleine tuberkulöse geworden? Eltern gesund, niemand Hustender im Haushalt, keine Besuche von hustenden Ackerwandlern und Bekannten. Aber: vor drei Monaten war das Kind im kleinen Krankenhaus zu T. wegen eines Leistenbruchs operiert worden; Operation und Wundheilung waren glatt verlaufen; das Kind war der Liebling der Pflegerinnen und Patienten, und ganz besonders widmete sich ihm und spielte mit ihm — trotz Verbotes des Arztes — ein junges Mädchen, das sich wegen eines Kehlkopfleidens mit völliger Heiserkeit seit Wochen im gleichen Krankenhaus befand; es war aus einer Lungenheilstätte als unheilbare, fortschreitende Tuberkulose in das betreffende Krankenhaus entlassen worden!

3. Nach langer Krankheit erliegt ein Säugling von etwa 10 Monaten einer im Anschluß an eine Lungentuberkulose aufgetretenen Miliartuberkulose. Sein Vater, ebenso gesund wie die Mutter, war kurz vor der Geburt des Kindes einem Unfall zum Opfer gefallen, worauf das Wohnungsamt des betreffenden Ortes prompt eine ältere Frau in die kleine Wohnung setzte, die ständig hustete und wegen angeblich nicht ansteckender Lungentuberkulose in ärztlicher Behandlung stand; trotz aller Bitten der jungen Mutter ließ sie es sich nicht nehmen, oft und oft nach dem Säugling zu sehen und ihm, wenn er schlief, den Sauger in den Mund zu stecken; ja mehrmals kam die Mutter dazu, wie die Alte das Kind küßte.

Was an diesen Schilderungen aus der Vorgeschichte so besonders schmerzlich berührt, das ist der Umstand, daß diese drei schweren, zumeist tödlichen Erkrankungen kleiner Kinder bei einiger Einsicht ihrer Umgebung, bei einigem Wissen um die Krankheitsverläufe hätten vermieden werden können. Daß uns in vielen Fällen die Hände gebunden sind im Kampf gegen die Tuberkulose, wissen wir alle; es gibt leider Verhältnisse, die stärker sind als der beste Wille. Daß aber Kinder einfach durch Unwissen und Fahrlässigkeit der Angehörigen der Tuberkulose zum Opfer fallen, das kann und muß verhütet werden, das kann sich unser deutsches Volk mit seiner ständig sinkenden Geburtenziffer heute weniger als je leisten. Es scheint mir eine bedeutungsvolle Aufgabe der Reichsgesundheitswoche zu sein, hier Wissen und Aufklärung in weite Kreise zu tragen.

Was zu wissen not tut, läßt sich in einigen wenigen Sätzen sagen: Je jünger dein Kind ist, um so ängstlicher mußt du es vor Tuberkulose schützen. In der tuberkulösen Umgebung birgt sich die Gefahr, nicht im Stammbaum; nicht dadurch ist dein Kind gefährdet, daß lange vor seiner Geburt Großeltern, Tanten oder andere Ackerwandler an Tuberkulose zugrunde gegangen sind, sondern dadurch, daß hustende oder spuckende Tuberkulöse (Wohnungsgenossen, Dienstepersonal, Freunde des Hauses) mit ihm in Berührung kommen.

Hinter der Rücksicht auf die Gesundheit deines Kindes haben alle anderen Rücksichten zurückzutreten; bringe im Notfall den Mut auf, verdächtigen Tuberkulösen den Verkehr mit dem Kind zu untersagen. Ihre Krankheit ist, so leid sie dir tut, immer noch weniger schlimm als die Erkrankung deines Kindes.

Der Hausarzt

Furunkel und Karbunkel

Der Furunkel ist eine begrenzte Entzündung, die ihren Ausgang in der Regel vom Haarbalg und seiner Talgdrüse nimmt. Die Erreger der Entzündung sind Eiterbakterien, welche von der Oberfläche der Haut durch die obengenannten Öffnungen in die Tiefe wandern. Dies geschieht mit Vorliebe an Körperstellen, die sich durch minder große Reinlichkeit auszeichnen und zugleich durch Scheuern und Reiben einem beständigen Reiz ausgesetzt sind.

Erstes Erfordernis bei der Behandlung des Furunkels also: peinliche Sauberkeit und Beseitigung des Reizes. Wird nach behutsamer Reinigung ein Gazeleppchen mit Salbe auf die betroffene Stelle gelegt, so ist die vollständige Heilung in 3 bis 14 Tagen sicher. Einstiche oder Einschnitte in die entzündeten Stellen, Öffnen des Eiterbläschens sind strengstens zu vermeiden, da durch sie oft schwere, bisweilen tödliche Allgemeinerkrankungen entstehen. Niemals wird durch sie die Heilung beschleunigt.

Schädlich und darum ebenfalls zu vermeiden sind Breiumschläge. Durch sie wird zwar der Eiterpfropf frühzeitig aufgelöst, aber auch die Haut der ganzen Umgebung erweicht und weniger widerstandsfähig gemacht, so daß meist ein erneutes Eindringen von Eiterbakterien stattfindet. Auf diese Weise entstehen neue Furunkel in unmittelbarer Nachbarschaft des ersten. Sie fließen mit diesem zusammen und können durch immer frischen Zuwachs in der Umgebung schließlich ein bis handtellergroßes Geschwür bilden. Dies Geschwür heißt dann Karbunkel. Der Karbunkel entsteht überhaupt durch unsaubere Behandlung des Furunkels. Ärztliche Hilfe ist dann nötig, wenn noch eine günstige Heilung erzielt werden soll. Auch die Furunkulose, das immer erneute Auftreten von Furunkeln an beliebiger Körperstellen, ist mit ärztlicher Hilfe zu behandeln.

Dr. med. Bach

Vom Büchertisch.

Heimat, Schwarzwaldbergzählungen von Johannes Bunsch, betitelt sich ein soeben im Verlag des „Unitas“ GmbH., in Bühl in Baden erschienenes Bändchen reizender Erzählungen, Oktavformat, 228 Seiten, elegant in Umschlag gehftet, Preis Mark 2.

Es sind höchst interessante Geschichten und Skizzen die jedem das Herz höher schlagen lassen, der noch ein Fünkchen Liebe zur Heimat hat. Gedanken und Erinnerungen aus Kindheit und Jugend werden wach und ziehen vor unserm Auge vorüber, ganz wie ehemals, da wir alle noch so kleine „Hofswaldrer“ waren wie der Verfasser. Mit rührender Liebe hat es der Autor verstanden, seine Lehren zu schildern, ihnen ein Denkmal troher Dankbarkeit zu errichten. Wer einmal herzlich lachen und einmal trobe Stunden glücklicher Einkehr genießen will, der greife zu dem Bändchen, und er wird es nicht bereuen! Alt wie jung wird den gleichen Genuß haben. Selbst das Umschlagbild ist ein Stück trauer Heimat. Das Bändchen gehört in jede Schul- und Pfarrbibliothek. Es ist gute würzige Hausmannskost, an der Leib und Seele gesundet in unserer netzlosen, überspannten Zeit! Kimm und lies!

Deutsche Geschichte. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt von Rich. Kabisch. Mit 48 Zeichnungen von Prof. H. Kahlstein. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen. Neu bearbeitet und fortgeführt von Dr. G. Brunner. 5. Aufl. 18. bis 21. Tausend. Ganzleinen Mark 12.—

Es ist dem Herausgeber gelungen, diese ferndeutsche Schöpfung Kabisch's bis auf die neueste Zeit fortzuführen und den veränderten Zeitumständen inhaltlich anzupassen, ohne doch hierdurch eine Minderung seiner kaum nachzunehmenden köstlichen Schilderungsart eingetreten wäre. Sämtliche Bücher Kabisch's sind in eigenartig packendem Stil geschrieben. Seine Deutsche Geschichte zeichnet sich, ihrem jugendlichen Leserkreis angepaßt, durch ein besonders anschauliches Erzähldeutsch aus. Reichlich eingelagerte persönliche Einzelzüge und Anekdoten beleben den Text. Es gelingt Kabisch nicht nur, seine Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln, sondern er verleiht es auch, für das Werden und das Wesen des Staates Verständnis und Begeisterung zu wecken. Eine frühere Besprechung hat das Buch mit Recht „ein Volks- und Jugendbuch ersten Ranges“ genannt. Darum gehört es überall auf den Weihnachtstisch, zumal unserer Jungen und Mädchen von 11 Jahren an.

A. v. Seib, „Sechzig Jahre“. Ein Leben an Bauern- und Fürstenthöfen, unter Säufem, Kindern und Verbrechern. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen. Kart. Mark 5.—, Leinen Mark 6.50. Herausgegeben von Dr. W. Vogt.

Die erste Hälfte dieses Buches maset an wie köchelndes Jugenderinnerungen, während die zweite sich mit der bodenschwinglichen Biographie vergleicht läßt. Kesselnd berichtet Seib von seiner erstaunlich bunten Jugend auf den verschiedenen schlesischen Gutshöfen und später in der Stadt, von der französischen Besatzung, Napoleons Durchzug nach Rußland, dem Rückzug der Russen, den Befreiungskriegen und, nachdem sich die Kriegswirren verzogen haben, seinen köstlichen Schülerlebnissen. Schon mit 17 Jahren wird er Preuß. Gelehrtschaftssekretär in Krakau, zwei Jahre danach finden wir ihn als Student der Rechte in Breslau, später als Referendar in Berlin. Hier erwacht sein soziales Gewissen. Er nimmt seinen Abschied, und lebt jahrelang als Schriftsteller und in vielerlei sozialer Tätigkeit. Durch einen Zufall kommt er in die Arbeit der Reichsvereine hinein und wird bald einer der Führer der Bewegung. Von Ort zu Ort reist er, hält mit unglauublichem Erfolg Vorträge vor Schulkindern und Erwachsenen; die Gefängnisse und Zuchthäuser sucht er auf, lebt mit den Gefangenen und spricht mit ihnen und stiftet überall unendlichen Segen. — Diese Tätigkeit schildert das letzte Drittel seines Buches.

In Seib vereinigte sich ein zartes Gewissen und tiefstelliges Empfinden mit einer feurigen, oft leidenschaftlichen Natur, die überall zugreift, wo Not und Elend ist, alles opfert, auf sich selbst keine Rücksicht nimmt. Darum eignet sich sein Buch vorzüglich zum Vorlesen in der Familie und als Geschenk für Jung und Alt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Laue. Druck und Verlag der W. Rieter'schen Buchdruckerei Altenhof.

Wein

Saison- und Inventurausverkauf

dauert von Mittwoch, den 20. Januar bis Mittwoch, den 3. Februar

Hierbei habe ich verschiedene Artikel von meinem Warenlager ausgeschieden, die ich weit unter Preis abgebe.

Ferner gewähre ich bei meinen ohnehin sehr niedergehaltenen Preisen auf sämtliche

Herren- und Knaben-Wintermäntel
Pelerinen, Ueberzieher, Winterjoppen
und Lederjacken
Strickwaren, in Sweater-Anzüge, Westen
Strickjacken, Arbeitsröcke

15%
0

Auf alle anderen Artikel 10% Rabatt.

Christian Theurer
Herrenkleidergeschäft
Nagold, Bahnhofstrasse

Große Ersparnisse an Zeit und Löhnen.
Einfache Bedienung.



Universal-Baumfäll- u. Stammabkürz-Maschine „Sector“

(D. R. P. und Ausl.-Pat.) Verbes. Modell 1924, für Benzol- u. Elektromotor. Restlos gelöstes Problem der Kettenfähe.

Als erste rationell arbeitende Fällmaschine von Forstbehörden anerkannt. Vielfache Leistung gegenüber Handsägen bei geringen Betriebskosten.

Höchste Ausbeute der Stämme zu Nutzholz.

Für Stämme bis 125 cm Durchm. Fällzeit: 1 Buche 60 cm Durchm., ca. 1 Minute.

Ausführliches Prospektmaterial durch:

M. Wagener, Komm.-Gesellschaft,
Berlin-Wilmersdorf 1

Westfälische Straße 92 / Tel.: Pfulzberg 143 und 144.



Sparen heißt Verdienen!

Wir haben unseren Spareinlegern an Zinsen vergütet:

für das Jahr 1924	2 350 RM.
für das 1. Halbjahr 1925	5 600 RM.
für das 2. Halbjahr 1925	8 330 RM.

Städt. Sparkasse Altensteig.

Altensteig.

Todes-Anzeige



Wir machen die schmerzliche Mitteilung, daß unsere liebe Mutter, Groß- und Schwiegermutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Christiane Welker
geb. Belg

uns gestern früh unerwartet durch einen Herzschlag im Alter von 73 Jahren entzissen wurde.

Im Namen der trauernden Geschwister und Hinterbliebenen:

der Sohn:

Karl Welker, Konditor.

Beerdigung Sonntag Nachmittag 1/4 Uhr auf dem alten Friedhof.

Café Welker

Sonntag

geschlossen

Dr. Stähle-Nagold

wohnt jetzt

Hohestraße

bei der St. Leonhardskirche.

Sind Sie auch dabei?

Die Zahl der neuen Sparer betrug:

am 1. Januar 1924	4
am 1. Januar 1925	350
am 1. Januar 1926	925

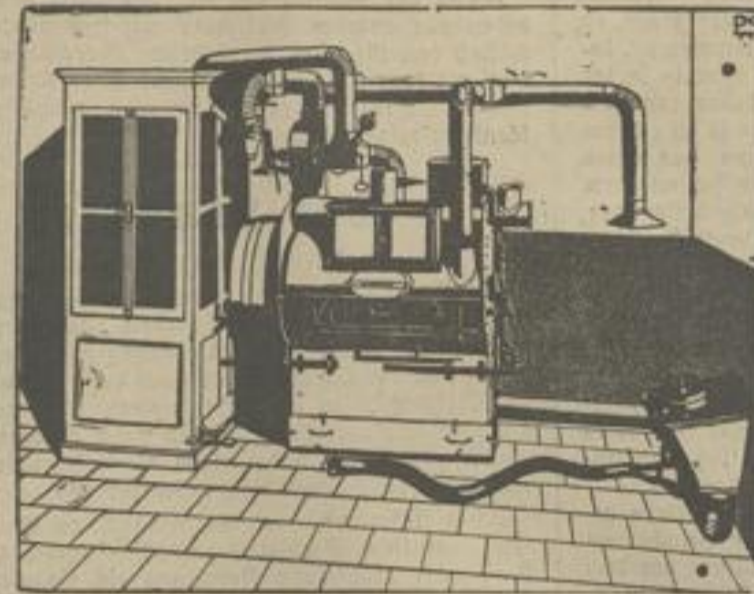
Städt. Sparkasse Altensteig.

persil wozu noch Seife?
Verwenden Sie Persil
ohne jeden Zusatz, es enthält
beste Seife reichlich.

Alle Drucksachen

fertigt billigst die

W. Rieker'sche Buchdruckerei



Empfehle meine, nach den neuesten Erfahrungen eingerichtete

Bettfedern-Reinigungsanlage

zur Reinigung und Desinfektion von neuen und gebrauchten Federn. Vorherige Anmeldung erwünscht. **Bettschläuche**, genäht und bestrichen, sowie **Federn** zum Nachfüllen, in bekannt guten Qualitäten und preiswert vorrätig

Reinhold Hayer, Altensteig

NW&K WOLLGARNE **BEUNDER**
Die BEUNDER-Wolle läuft nicht ein und filzt nicht
Überall erhältlich! Auf Wunsch Spezialgarne für Strick- und
Stromwoll-Spinnerei Bahrenfeld G.m.b.H., Altona - Bahrenfeld

Empfehle:

1a Spezial Mullmehl
Brotmehl, Futtermehl, Brennmehl
Maiszuckermehl, Leinmehl
Torfmelasse, Futtergerste,
Gerstenschrot,
1a Plata-Hafer, Plata-Mais
und Maismehl

Ferner bringe mein

Weinlager

in empfehlende Erinnerung.

M. Schnierle; Altensteig.

Heimarbeit
leichte, vergibt nach jedem Ort
Bital, Sachsenhausen 278
bei Berlin.

Spiegel

W. Rieker'sche Buchhandlung.

Haben Sie schon ein neues Sparfassenbuch?

Die Guthaben unserer Spareinleger betragen:

am 1. Januar 1924	575 939.
am 1. Januar 1925	115 000 939.
am 1. Januar 1926	302 200 939.

Städt. Sparkasse Altensteig.

Altensteig.

2 geb. Kinderwagen
2 geb. Klappwagen
gut erhalten im Auftrag zu verkaufen.

Wilh. Henzler,
Sattler und Tapezier.

Wallronzfluid

die altberühmte Einreibung
heilt Rheumatismus, Lähme
Steifheit, Gicht und Glieder-
weh bei Mensch und Tier.
Große Flasche Mk. 2.- und 4.-
In den Apotheken zu Alten-
steig, Nagold und Plals-
gratenweiler.

Ettmannsweller.

Eine schöne, stark,
36 Wochen trüchtige



oder eine in Milch, hat zu
verkaufen
Mich. Waldbach, Bauer.

Kaisers Brust-Caramellen

Seit 35 Jahren
bewährt gegen Husten,
Heiserkeit und Katarrh.

7000 not. begl.
Zeugnisse.

Zu haben bei:
J. Wurster Nachf.,
Fr. Eckhardt
Lorenz Luz jr.,
und wo Plakate sichtbar.

Predigtbücher

sind zu haben in der
W. Rieker'schen
Buchhandlung.

Zahle bargeldlos
durch Deine
Sparkasse

